

Über die Suche nach alternativen Lebens- und Beziehungsformen

Ein Gespräch mit Margit und Kurt Drexel

Margit Drexel, 60 Jahre, ist unter anderem Gesprächstherapeutin, Theatermacherin, langjährige Mitarbeiterin im Tiroler Frauenhaus, Gründerin von alternativen Einrichtungen und Gruppierungen wie dem Frauenzentrum oder alternativer integrierter Kindergärten. Kurt Drexel, 52, ist unter anderem Musikwissenschaftler, Musiker und Theaterlaie.

Beweggründe, Kontexte und Geschichten des Suchens

Alexandra Weiss: Wann hat für euch die Suche nach anderen Lebens- und Beziehungsformen begonnen?

Margit Drexel: Für mich hat die Suche nach den ersten beiden Jahren meiner ersten Ehe begonnen, und zwar zu dem Zeitpunkt, als ich mit kleinem Kind in der klassischen Hausfrauen- und Mutterrolle in einer Wohnung gesessen bin und eigentlich merken musste, dass ich genau in die Falle getappt bin, von der ich davor immer gesagt habe: Das passiert mir nie – ich mach alles anders. Ab dem Zeitpunkt habe ich versucht, politisch-ideologisch – ich war sehr konservativ – meine Richtung radikal zu ändern. Ich war dann kurzfristig bei den MaoistInnen und bin dann zum Feminismus gestoßen – eigentlich aufgrund dieser praktischen Lebenssituation, die für mich unerträglich war.

Das war in den 70er-Jahren. Davor habe ich mir eigentlich überhaupt keine Gedanken gemacht. Ich hab immer nur gedacht, ich werde für mich alles regeln und habe dann gemerkt, das individuell zu regeln, ist ziemlich schwierig. Durch mein politisches und femi-

nistisches Engagement war dann relativ bald klar, dass ich aus dieser bürgerlichen Kleinfamilie ausbrechen will – wie genau habe ich nicht gewusst, aber ich habe gewusst, ich will auf jeden Fall anders leben.

Alexandra Weiss: Und wie hat sich für dich, Kurt, die Suche nach anderen Lebens- und Beziehungsformen ergeben?

Kurt Drexel: Also ich bin mir ziemlich sicher, dass das bei mir schon in der Kindheit angefangen hat. Wenn ich mich so erinnere, nicht an die Zeit selber, aber an Texte, die ich damals geschrieben und später gelesen habe, dann sehe ich eigentlich, dass ich immer schon ausbrechen wollte aus einer Welt, die mir durch das Elternhaus und durch die Familien in der Nachbarschaft geboten wurde. Ich habe das Gefühl gehabt, ich möchte keine normale Familie, ich möchte da nicht drin sein, ich möchte sie eigentlich auch nicht gründen, sondern ich möchte irgendetwas anderes. Ich habe sehr früh versucht, so etwas zu finden oder zu suchen. Aktiv habe ich dann nach anderen Lebensformen erst gesucht, nachdem ich die Hotelfachschule abgeschlossen habe, also mit 18, 19 Jahren. Ich habe versucht, Menschen, die mir ein Vorbild sein können, und gelebte Sozialutopien oder Gemeinschaften auf Reisen zu finden. Ich war zum Beispiel in Indien, in „Auroville“ und habe mir das angeschaut; ich war in Amerika unterwegs und habe mir Wohngemeinschaften und Kommunen wie „Twin Oaks“ oder „Lama Foundation“ oder z.B. „The Farm“ angeschaut; also Gruppen, die es teilweise schon seit den 20er-, 30er-Jahren und teilweise seit den 60er-Jahren gegeben hat. Ich war dort in den 70er-Jahren.

Lisa Gensluckner: Interessant wäre zu wissen, was hier in Tirol konkret diskutiert wurde.

Margit Drexel: Also in Tirol habe ich das nur ganz vereinzelt erlebt. Zum einen waren viele Gruppen – wie die GRM, die Gruppe revolutionärer Marxisten, oder der Kommunistische Bund oder die KPÖ – sehr an einer revolutionären Geschichte interessiert und – so wie ich das erlebt habe – nicht an alternativen Lebensformen. Zum anderen habe ich mich dann von diesen Gruppen sehr schnell verabschiedet,

weil für mich als Frau ziemlich bald klar war, dass ich dieselbe, teilweise sogar noch die ärgere patriarchale Struktur dort vorfinde. Ich habe dann einfach Texte aus Deutschland gelesen – die „Kommune 1“¹ war eine Diskussionsgrundlage – und war dann für die Idee, eine Landkommune zu gründen, aber schon auch mit diesem Überbau: also kein Eigentum für niemanden, weder an Sachen noch an Personen, also ideologisch ziemlich durchdacht. Das ist mir theoretisch als die Möglichkeit erschienen, wie ich leben will. Der Versuch, das dann in die Praxis umzusetzen, war halt, denke ich, doch noch mal was anderes. Aber in Tirol habe ich ganz wenige Leute gefunden, die an einer anderen Lebensform interessiert waren.

Alexandra Weiss: Heißt das, dass kulturrevolutionäre Ansätze eher in der Frauenbewegung verankert waren?

Margit Drexel: Am Anfang war da in Tirol wenig. Damals, in den ersten Jahren des Frauenzentrums ist es eher noch um Selbsterfahrung gegangen, darum, sich den eigenen Körper anzueignen, Selbstuntersuchungen durchzuführen, aus diesen bürgerlichen Ehen, in denen wir alle dringesteckt sind – außer ein paar Lesben – und ihren persönlichen Fesseln zu entkommen.

Lisa Gensluckner: Das heißt, ein Netz an verschiedenen Kommunen und Wohngemeinschaften, zwischen denen ein Austausch stattfand, gab es nicht?

Margit Drexel: Das war überhaupt nicht so in Tirol. Für mich war die Literatur aus Deutschland das Anregende.

Kurt Drexel: Das war nur geplant. Es hat eine Bewegung gegeben, die hat sich Netzwerk genannt, und diese Leute haben sich auch teilweise bei uns getroffen. Aber das war sehr theoretisch, da ist praktisch nie etwas daraus entstanden; man hat verschiedenste Ideen formuliert – später sollen aus dieser Gruppe die Grünen entstanden sein.

Alexandra Weiss: Waren die Kommunen, die du in den USA und in Indien gesehen hast ein Anlass für dich, in Tirol so etwas zu probieren?

Kurt Drexel: Also da war bei mir noch etwas dazwischen. Ich habe nach irgendetwas gesucht und meine Fühler eher nach Deutschland ausgestreckt. Ich bin ja in Reutte, an der Grenze zu Deutschland, aufgewachsen und hab dann sehr schnell Kontakte nach Berlin und Marburg aufgebaut und in Wohngemeinschaften gewohnt. Wir haben uns schon immer wieder Gedanken gemacht, wie wir auch gesellschaftlich etwas verändern können. Es waren sehr viele Leute politisch tätig, im Feminismus, aber auch in dogmatischen linken Richtungen, und manche wie in Marburg eben auch mit Ideen, wie man eine Art Landkommune aufziehen und wie man Produktionsverhältnisse verändern könnte. Das ist aber alles eher in der Theorie hängen geblieben. Wir haben für uns selber irgendetwas verändert und ausprobiert, teilweise ganz absurde Sachen – also für uns damals nicht – wie sich beispielsweise vom Reinlichkeitszwang der Eltern zu lösen und so dreckig zu sein, bis wir es nicht mehr ausgehalten haben; und dann haben wir halt wieder geputzt – also eigentlich recht infantile Geschichten, aber das war irgendwie doch ganz befreiend. Und als ich nach Tirol zurückgekommen bin, da war ich dann eigentlich mit der Margit zusammen.

Margit Drexel: Da bist du zuerst mal ins Gefängnis gekommen, dadurch bist du mit mir zusammen, nicht? Im Plenum vom Kommunikationszentrum KOZ in Innsbruck, das ist der Vorläufer vom KOMM gewesen, hat Wilfried Hanser von der GRM gesagt: „Da sitzt ein Bub im Gefängnis wegen Wehrdienstverweigerung, sollen wir was tun?“ Und da haben alle gesagt: „Ja, tun wir was!“ Er ist bei der Zivildienstkommission nicht durchgekommen, wir haben lange diskutiert und dann hat irgendwer gesagt: „Fragen wir ihn mal, ob ihm das recht ist.“ Ja, wer geht ins Gefängnis? Das wollte niemand tun und ich hab dann gesagt: „O.K., ich mache das.“ Und da sitzt der Kurt. Dann war für mich klar: Ich gehe jede Woche ins Gefängnis. Und du, Kurt, warst absolut begeistert, dass es da eine Gruppe gibt, die etwas tun will.

Wir haben viel erreicht. Kurt ist als Erster in Österreich als amnesty-international-Häftling anerkannt worden, der Anwalt wurde von amnesty bezahlt und dann war klar, dass das Heer ihn entlässt, weil sie sich sicher mit amnesty nicht streiten wollten.

„Wir haben es probiert, ziemlich lang, ziemlich extrem.“

Lisa Gensluckner: Wie hat sich die Suche nach anderen Lebensformen weiterentwickelt?

Kurt Drexel: Die Zeit in Amerika, Indien und Deutschland war eine Zeit des Suchens, des Kontaktaufnehmens mit verschiedensten Leuten und des Lesens bestimmter Bücher. Ich war eine zeitlang ziemlich fasziniert von anarchistischen Schriften; es hat einen anarchistischen Kalender gegeben und da hat man nachblättern können und sich viel Literatur geholt und diese ganze Literatur inhaliert. Das war die Zeit, in der ich Margit kennen gelernt habe. Wir haben uns beide gedacht, wir wollen aufbrechen und was anderes machen. Dann haben wir uns mit verschiedenen Leuten getroffen und versucht, eine Landkommunengruppe zu gründen, die sich sehr schnell immer wieder verändert hat. Es ist eigentlich letztlich nichts zusammengegangen. Wir haben uns Häuser angeschaut, uns immer wieder getroffen und inzwischen eine Wohngemeinschaft in Tarrenz gehabt, zu der die Leute, die sich für so etwas interessiert haben, immer wieder hingekommen sind. Aber das Ganze war sehr fluktuierend, es ist letztlich kein wirkliches Landkommunenprojekt daraus entstanden. Es ist immer eine Wohngemeinschaft am Land geblieben. In Tarrenz haben sie uns dann rausgeschmissen, weil die Bevölkerung scheinbar auf den Bürgermeister Druck ausgeübt hat und der auf die Vermieterin.

Lisa Gensluckner: Um was ist es dabei gegangen? Was waren die Gründe?

Margit Drexel: Also die Vermieter haben uns gesagt, der Bürgermeister habe gesagt: „Solche Leute passen nicht ins Dorf.“ Die Vermieter haben uns sehr gern mögen und uns eigentlich mit Tränen in den Augen gekündigt. Sie haben gesagt, sie wollen im Dorf keinen Wirbel. Und Tarrenz war halt so: Es hat ein paar Leute gegeben, die uns sehr gern mögen haben, aber es war sicher vom Großteil des Dorfes eine Ablehnung da. Und in der Wohngemeinschaft waren ja nicht nur die Leute, die dort gewohnt haben, denn wir haben exzessive BesucherInnenorgien aus Deutschland gehabt. Da sind Riesenautos

mit Leuten und Kindern angekommen. Das war eigentlich auch für uns an der Grenze, für mich auf jeden Fall schon über der Grenze des Lebbaren. Und dadurch, dass wir im Umfeld die einzigen alternativ Wohnenden waren, sind ja dann Leute aus Imst gekommen, teilweise auch Drogentypen, die irgendwo gehört haben, dass sie hier einfach tun können, was sie wollen. Es war sicher schwierig, so isoliert zu sein und von allen Seiten in Anspruch genommen zu werden. Also mich hat es auf jeden Fall überfordert.

Viele, die das Landkommunenkonzept wollten, sind dann auch wieder ausgestiegen, weil wir sehr extrem gelebt haben, mit einem Matratzenlager für die Erwachsenen – ja, auch die Sexualität wurde im selben Raum gelebt, mit der Auflage, dass es Eifersucht nicht gibt und kein Eigentum an Personen. Also diese Konstellationen, die alle theoretisch mitgetragen haben, waren in der Praxis für die meisten überhaupt nicht lebbar. Wir haben es probiert, ziemlich lang, ziemlich extrem.

Kurt Drexel: Manche sind schon nach einem Tag geflüchtet, nach einer Nacht ... Es hat schon ziemlich viel Angst ausgelöst, es war einfach beides: auf der einen Seite Faszination und das Gefühl der großen Freiheit und dass man seinen eigenen Schatten mehrfach überspringen kann; auf der anderen Seite holen einen natürlich immer seine Vergangenheit oder irgendwelche Ängste, die man sich weggeleugnet hat, ein. Es war eine ganz spannende und oft aber auch schmerzhaft Situation.

Margit Drexel: Und das Ganze mit extrem wenig Geld, was sicher eine zusätzliche Belastung war. Funktioniert hat das Ganze eineinhalb Jahre. Das Problem in Tarrenz war aber nicht einmal das Geld, obwohl der Anspruch heute für mich schon ziemlich verwegen klingt: Es hat niemand Privatgeld, es wird alles in einen Topf getan und jede und jeder hat Anspruch auf gleichviel, weil wir natürlich das hochgehalten haben, was theoretisch immer noch stimmt, dass nämlich die Reproduktionsarbeit im Haus gleichviel Wert ist wie die Arbeit außer Haus. Die meisten Probleme hat es aber ganz klar wegen Eifersucht und Besitzdenken in Beziehungen gegeben. Das war das, was kaum überwindbar war. Sogar die Geldgeschichte haben wir noch hinbekommen, die gemeinsamen Kleider, das gemeinsam für die Kinder Sorgen.

Kurt Drexel: Ich habe dann in Inzing ein Haus für uns, die Wohngemeinschaft, gekauft und dort ist das Ganze noch weitergegangen. Die Ansprüche waren dieselben, aber ich kann mich zum Beispiel nicht erinnern, dass wir noch eine gemeinsame Kleiderkammer gehabt haben. Das hat sich irgendwie verflüchtigt.

Margit Drexel: Das gemeinsame Geld war immer noch ein Thema und es gab keinen Besitzanspruch an Personen.

Kurt Drexel: Ja, das gilt heute noch. Aber man kommt immer mehr in eine Situation des Berufslebens, in der wir vorher nicht so waren – vorher hatten wir eher Jobs und wir haben sehr viel Zeit miteinander verbracht; ich war dann Student. Es waren immer mehrere Leute da, die zeitweise – Monate oder Jahre – bei uns gewohnt haben. Wir haben eine gemeinsame Kasse und damit immer auch Geld gehabt. Wir haben selbstgewählt miteinander gelebt: Solange wir uns sympathisch waren, haben wir miteinander gelebt und dann nicht mehr.

Lisa Gensluckner: Und wie wurde die Kindererziehung geregelt?

Margit Drexel: In Inzing war der Clemens, mein Sohn, das einzige Kind. Und das war für mich der Punkt, den ich unendlich genossen habe: Clemens war für mich eher ein schwieriges Kind und der Kurt hat eine Hauptverantwortung für ihn übernommen, auch der Ernst, die Ulrike oder die Elke. Alle, die da gewohnt haben, haben mit Clemens irrsinnig viel getan. Und das war eigentlich für mich der Punkt, an dem ich zu Clemens erst eine wirklich gute Beziehung aufbauen konnte, weil ich mich nicht mehr so allein zuständig gefühlt habe. Für mich war das dermaßen entlastend und großartig. Das ist dann soweit gegangen, dass ich im Frauenhaus gearbeitet habe und Kurt hat studiert, Gitarre unterrichtet und die Hauptverantwortung für das Kind übernommen. Ich bin wirklich mit Freude aus dem Haus gegangen um zu arbeiten, weil alles besser war als Hausaufgaben mit dem Kind zu machen. Das war für mich absolut positiv.

Schwierig war für mich mit der Zeit die Frage nach der Lebbarkeit von offenen Beziehungen. Am Abend war immer die Frage, wo schläft

der Kurt: bei der Ulrike oder bei der Elke oder bei wem auch immer oder bei mir. Und da bin ich dann mitten in der Nacht mit Autostopp nach Innsbruck gefahren, als er sich einmal entschieden hat, irgendwo anders zu schlafen. Ich bin eine Woche bei einer Freundin geblieben. Als für mich der Punkt gekommen ist, an dem ich körperlich reagiert habe mit einer Panikattacke, mit der ersten meines Lebens, habe ich gesagt: So, wenn mein Körper so reagiert, geht das so für mich nicht mehr. Und da ist dann die Vereinbarung entstanden, dass der Kurt zwar jede Beziehung – auch andere sexuelle Beziehungen – haben kann, aber nicht mehr im Haus. Die Idee, alles zuzulassen, ist wunderschön, aber irgendwo ist die kleinbürgerliche Sozialisation doch noch so drin, über die kann ich einfach nicht drüber.

Lisa Gensluckner: Kennst du das auch Kurt, dass du dir gedacht hast, an diesem Punkt braucht es jetzt eine Grenze?

Kurt Drexel: Ja, das war umgekehrt genauso. Wir haben beide den Anspruch gehabt, dass wir uns gegenseitig so viele Freiheiten wie möglich lassen, also den Anspruch auf die totale Freiheit für die eigene und andere Person. Das war immer so, wir haben uns beide von Anfang an so definiert und das ist heute noch so. Es hat natürlich Situationen gegeben, in denen ich dann verzweifelt war und das Gefühl gehabt habe, ich komme jetzt aus der Verzweiflung nicht mehr heraus. Das heißt nicht, dass ich jedes Mal, wenn Margit eine andere Beziehung gehabt hat, eifersüchtig war – überhaupt nicht, eigentlich eher selten. Aber es gab manchmal Situationen, in denen ich es nicht ausgehalten und es ausgesprochen habe, aber es ist trotzdem nicht gehört worden. Da sind dann die Grenzen. Da wird die Verzweiflung sehr groß und man weiß eigentlich nicht mehr, was man tun soll. Das hat dann immer in eine Krise geführt und das war dann letztlich auch sehr positiv für uns beide. Es gab immer so eine tabula rasa, man hat einen kathartischen Prozess durchgemacht und hat sich alles an den Kopf geschmissen, was nur möglich war. Dadurch sind wir immer wieder dorthin gekommen, wo die eigentliche Beziehung war.

Das, was zwischen uns ist, hat sich immer als viel stärker herausgestellt als alles, was irgendwo im Kopf war. Also letztlich habe ich den

Eindruck, dass – ganz egal, was zwischen uns passiert – die Beziehung einfach da ist. Mir kommt vor, wir können die Beziehung gar nicht zerstören.

Lisa Gensluckner: Haben viele Menschen in eurem Umkreis auch so außergewöhnliche Beziehungen gelebt, vor allem in Bezug auf das Zugestehen von Freiheiten?

Kurt Drexel: Ich habe eigentlich schon den Eindruck, dass wir zwei außergewöhnlich sind, insofern als wir relativ unbeschadet oder vielleicht mit einem gewissen Gewinn aus diesen ganzen Konflikten hervorgegangen sind. Sehr viele Leute haben im Prinzip dasselbe versucht wie wir, aber die meisten, würde ich mal sagen, sind kläglich daran gescheitert. Dass es bei uns nicht so war, denke ich, hat damit zu tun, dass wir beide eine ganz andere Konstellation haben. Ich habe mich selber immer so eingeschätzt, dass ich für eine längerfristige Zweierbeziehung nicht geeignet bin. Das heißt, dass ich das Gefühl habe, ich kann niemanden länger aushalten und ich selber bin auch nicht aushaltbar. Ich halte mich für einen extremen Menschen, der eigentlich für jemand anderen zu wenig Raum lässt. Bei Margit, glaub ich, ist es irgendwie ähnlich, aber irgendwie doch anders – das ergänzt sich. Bei uns ist etwas da, das man eigentlich nicht rational erklären kann. Es ist einfach eine Grundliebe, die stärker war als alles, was wir uns jemals angetan haben, und das ist nicht wenig. Wir haben die Grenzen sehr ausgelotet deshalb, glaube ich, ist unsere Beziehung wirklich eine besondere, die aber meiner Meinung nach nicht unser Verdienst ist. Es ist ein großes Glück, so etwas zu finden. Ich hätte an so etwas nie geglaubt. Ich muss heute noch jeden Tag über unsere Beziehung staunen. Ich kann es selber fast nicht glauben.

Margit Drexel: Das ist für mich anders, weil ich auf der einen Seite ganz klar überhaupt keine Einschränkung meiner Person akzeptiere – in gar keiner Art und Weise. Das verbindet uns, weil du, Kurt, das auch nicht akzeptierst. Aber auf der anderen Seite war für mich völlig klar: Ich habe eine sehr romantische Idee von der großen Liebe und die trägt alles. Im Gegensatz zu dir, Kurt, habe ich immer ganz klar

geglaubt, dass das geht und lebbar ist, und ich habe auch sehr darum gekämpft. Für mich war klar, das geht und ich werde das so machen.

Früher kannte ich schon einige, die das probiert haben, in meinem jetzigen Freundinnen- und Freundeskreis probiert das aber niemand mehr. Das enttäuscht mich schon ein bissl, auch bei meinem Sohn: Die probieren's nicht einmal – auch wenn ich den Freundinnenkreis anschau, in dem die Frauen 20, 30 Jahre jünger sind als ich. Für mich ist das die einzig lebbare Form von Beziehung, auf der einen Seite mit einem starken Vertrauen zu jemandem und auf der anderen Seite dem Bewusstsein: Ich tue wirklich alles, auch wenn es ganz belastend für die Beziehung ist, aber ich tu es, weil es für mich wichtig ist und ich das jetzt tun will, und ich weiß, die Beziehung wird das tragen. Dass es so wenige probieren, hat gesellschaftspolitisch und ökonomisch mit allem Möglichen zu tun, aber das ist eigentlich schade.

Alexandra Weiss: Es hat auch etwas mit Zeit haben und sich Zeit nehmen zu tun.

Margit Drexel: Mit Zeit hat es auch viel zu tun. In der Wohngemeinschaft in Inzing war ich die einzige, die regelmäßig arbeiten gegangen ist. Und da habe ich schon auch gemerkt, wenn ich heimkomme und eine Diskussion dann bis zwei in der Nacht gedauert hat – das war früher kein Thema –, da habe ich auch gemerkt, dass ich genervt bin. Es hat mit Zeit was zu tun, das war unser Luxus.

Kurt Drexel: Aber es hat vielleicht auch damit zu tun: Wir haben uns gegen die Welt unserer Eltern gewehrt: Arbeitsfetischismus, Leistungsfetischismus, Treuefetischismus. Wir haben gesagt: Wir probieren es jetzt anders. Da hat man ja auch Lust darauf gehabt. Jetzt ist das nicht mehr so.

Margit Drexel: Ja, aber mit wie wenig Geld – das ist die andere Geschichte. Wir waren bereit, mit extrem wenig Geld, sagen wir 10, 20 Jahre, also sehr lange, auszukommen. Wir haben einfach Glück gehabt mit dem Haus in Inzing, aber wir haben manchmal wirklich nicht gewusst, was wir nächste Woche essen.

Kurt Drexel: Wir haben damals sehr wenig Angst gehabt. Wir haben keine Angst vor der Zukunft gehabt. Wir haben uns gedacht, wir entwickeln unsere Fähigkeiten, wir improvisieren und das hilft uns in der Zukunft genauso, wie wenn wir uns was auf dem Konto anhäufen. Diese Angst vor der Zukunft, diese Angst, plötzlich nichts mehr oder zu wenig Ausbildung zu haben oder am Arbeitsmarkt nicht mehr bestehen zu können – das war nicht da. Wir hatten ein gewisses Allmachtsgefühl und waren überzeugt von der eigenen Großartigkeit. Wir wussten alles besser, sind hundertmal gescheiter als unsere Eltern – das war natürlich schon ein gewisser Größenwahn, aber der hat uns auch weithin getragen. Und dort, wo wir ihn nicht gehabt haben, haben wir uns gegenseitig unterstützt.

Rückblick und Ausblick

Alexandra Weiss: Wie schätzt ihr eure Erfahrungen rückblickend ein?

Margit Drexel: Der Riesenvorteil für mich als alleinerziehende Mutter war, dass ich die Verantwortung für das Kind aufteilen und abgeben konnte. Das, muss ich sagen, war für mich einfach absolut großartig. Das Positive ist weiters, dass ich wirklich meine eigenen Grenzen in der Realität kennen gelernt und mir nicht nur etwas vorgestellt habe, so dass einfach für mich im Prinzip nichts an Ausprobieren offen geblieben ist, vor allem was Sexualität betrifft. Ich hätte mir sicher 80% der Vöglereien sparen können, aber ich habe es mir eigentlich nicht sparen können, weil ich wollte einfach alles ausprobieren und in dem Moment alles tun. Jetzt bleibt nichts übrig zu tun.

Kurt Drexel: Ich sehe diese Wohngemeinschaftszeit als Teil oder Phase in meinem Leben, die sehr von Suchen und Neugier geprägt ist. Ich denke, das wird auch so weitergehen. Ich werde auch in Zukunft ein Projekt einer Alterswohngemeinschaft oder irgendeine neue Form von Zusammenleben ausprobieren. Und ich denke mir: Es waren immer total wichtige Erfahrungen und sie gehören zu meinem Leben. Ich kann mir nicht vorstellen, das nicht gemacht zu haben, also da

würde mir etwas fehlen. Es hätte gar keinen anderen Weg gegeben. Wenn ich das nicht gehabt hätte, wäre ich irgendwo ausgebrochen. Ich wäre der Typ, der Zigaretten holen geht und dann 10 Jahre nicht mehr kommt. Ich würde es einfach nicht aushalten.

Margit Drexel: Ich kann dazu aus der Erfahrung sagen, dass es ganz viele Frauen gibt, mit denen ich mir vorstellen kann, in irgendeiner Form zusammenzuleben, dass es aber extrem wenige handverlesene Männer gibt, mit denen das möglich ist. Ich habe den Anspruch, dass verschiedene Sachen überhaupt kein Thema mehr sind, und es ist mir zuviel, überhaupt darüber reden zu müssen: über Rollenaufteilungen oder wer wann was tut oder wie man mit wem umgeht oder wenn jemand nicht in der Lage ist, Frauen auch sprachlich vorkommen zu lassen. Da bin ich inzwischen extrem apodiktisch. Und da reduziert sich das Angebot an Männern, mit denen das möglich ist, also gegen Null, sage ich mal.

Lisa Gensluckner: Wie hat sich die Frage mit den Geschlechterrollen im Laufe eurer Beziehung entwickelt?

Margit Drexel: Ja, also, mit Kurt habe ich nie ein Problem gehabt, weil es für ihn selbstverständlich war, im Haushalt oder mit dem Kind gleich viel oder mehr zu tun als ich. Die Außensicht war eher ein Problem: Kurt ist in den Dörfern, in denen wir gewohnt haben, teilweise schon so als Trottel gesehen worden, der mit dem Kind was macht, der die Wäsche aufhängt und am Dorfbrunnen Teppich wäscht.

Kurt Drexel: Das war ja auch Teil des Ausbruchs, die Umwelt ein bisschen zu schocken, indem man eine völlig andere Rollen einnimmt. Ich habe das eigentlich immer eher lustvoll gelebt und damit auch persönlich nie Probleme gehabt. Natürlich ist mir völlig klar, dass ich von vielen Frauen und Männern deswegen verachtet worden bin. Wäscheschwemmen am Dorfbrunnen in Tarrenz – das war das Highlight. Ich habe dort die Teppiche gewaschen, das haben traditionellerweise nur Frauen gemacht. Zuerst waren sie sehr irritiert, dann haben sie angefangen zu reden und nach einer halben Stunde sind sie mit den Schnapseln gekommen. Das war ein schönes Erlebnis, letztlich.

Lisa Gensluckner: Hast du selber irgendwann einmal eine kollektive Auseinandersetzung zu Geschlechterrollen und deiner Identität gehabt, in Männergruppen zum Beispiel?

Kurt Drexel: Ich war in Innsbruck einmal, Mitte der 70er-Jahre, in einer Männergruppe, in der ersten, die hier gegründet worden ist. Diese Gruppe ist nicht von Männern, sondern von Frauen initiiert worden. Die Frauen – im KOMM glaub ich war das – haben gesagt, jetzt müsst ihr Männer eine Männergruppe gründen. Wir haben dann fremdbestimmt eine Männergruppe gegründet ...

Margit Drexel: ... weil wir nicht länger euer emotionaler Mülleimer sind – macht das miteinander! Eigentlich haben wir Frauen die Männer gezwungen, in die Männergruppe zu gehen.

Alexandra Weiss: Was wäre eurer Ansicht nach heute noch zu erproben?

Margit Drexel: Ich denke, solange es soviel Existenzängste gibt und keine große Welle kommt, auf der Frau und Mann mitschwimmen kann, gibt es nichts zu empfehlen und nichts aufzuoktroieren. Diese Vereinzelnung wird noch eine Zeit lang weitergehen, bis es dann wieder eine Gegenbewegung geben wird müssen, aber das wird noch dauern, so wie ich das sehe. Alles, was ich an Gegenbewegungen spüre, ist marginal und am Rande der Wahrnehmbarkeit.

Ich denke, ich hätte meinen Ausstieg aus meinem bürgerlichen Leben wahrscheinlich auch nicht geschafft, wenn es nicht gerade diese Welle und diese Euphorie gegeben hätte. Heute können wir vielleicht nur sehr individuell für uns die Nischen suchen, in denen wir gut leben können.

Kurt Drexel: Ich denke, wir sind im Moment in einer Biedermeier-Phase. Irgendwann einmal aber kommt die kollektive Begeisterung, was zu probieren, von irgendwo wieder her, oder die große Verzweiflung oder der Leidensdruck, dass man gewisse Sachen nicht haben will. Dann werden Leute auch wieder irgendwas versuchen, an eini-

gen Sachen scheitern und wieder Lust bekommen, was Neues zu probieren. Der große Druck von außen, die Angst der Generation, die eigentlich für das bestimmt sein müsste, ist zu groß, um aus der Individualität herauszugehen, um das Kollektive irgendwie wahrzunehmen und zu sagen: O.K., wir sind eigentlich *die* Generation, an uns kann die Gesellschaft nicht vorbei. Wenn wir irgendetwas machen, dann ist das was, auch wenn es hundertmal scheitert. Dieses Bewusstsein gibt es momentan nicht oder nur bei ganz wenigen. Dass man sagt, ich mache jetzt mein eigenes Leben anders und das ist gleichzeitig ein Manifest für die Gesellschaft, das ist kaum vorhanden. Aber die Zeit kommt sicher wieder.

Margit Drexel: Ich spüre das immer wieder, vor allem wenn ich mit jüngeren Leuten oder mit meinem Sohn rede: Mein Sohn arbeitet sich halb zu Tode, er ist im Verhältnis zu uns reich und trotzdem hat er das Gefühl, er wird im Alter verhungern. Also das hat schon etwas mit meiner Generation zu tun, dass ich in dieser Hinsicht ziemlich angstfrei bin. Ich komme gar nicht auf die Idee, dass ich irgendwie verhungern oder obdachlos sein könnte. Aber mit so einer Existenzangst bleibt eigentlich überhaupt keine Kraft mehr für etwas anderes, weil da bist du ununterbrochen beschäftigt, dein Alter oder was auch immer zu sichern. Das trifft eigentlich eine ganze Generation.

Ich komme aus einer Generation, die sich gegen die Alten aufgelehnt hat und sowieso gemeint hat: Wir sind die Größten, die Tollsten und wir machen überhaupt alles. Und ein Stück weit habe ich das Gefühl und die Grundhaltung immer noch in mir: Mir kann nichts passieren. Aber wenn die Grundhaltung angstbestimmt ist, kann sich gesellschaftlich nichts tun.

Anmerkung:

- 1 Die Kommune 1 (K1) war die erste politisch motivierte Wohngemeinschaft in der Bundesrepublik Deutschland und wurde 1967 gegründet.